Zeitschrift: Jahresbericht / Deutschschweizerischer Sprachverein
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 3 (1907)

Artikel: Unser Deutsch
Autor: Schnorf, K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595210

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

N 6580 25 C
Ng.

Unser Deutsch

Von

Prof. K. Schnorf

Beilage
zum dritten Jahresbericht des
Deutschschweiz. Sprachvereins

Zürich
Geschäftsstelle des Deutschschweiz. Sprachvereins
1907

Unser Deutsch.

Von

Prof. K. Schnorf.

Sonderabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung.

SCHWEIZ. LANDESBIBLIOTHEK
1908
G. 4037.
BERN

Zürich
Druckerei der Neuen Zürcher Zeitung
1907

Wir Deutschschweizer verstehen und gebrauchen im allgemeinen unsre angestammte alemannische Mundart und die neuhochdeutsche Gemeinsprache. Der Mundart bedienen wir uns im mündlichen Verkehr mit unsern gleichsprachigen Landsleuten, und zwar ohne Unterschied der Bildung, des Standes oder Berufes; nur ausnahmsweise und zu besondern Zwecken verwenden wir sie auch zu schriftlichen Darstellungen. Sie ist ein Widerhall dessen, was das innerste Wesen unsres Volkes ausmacht, die Sprache des Hauses, des Werktags, der allgemeinen Lust und Trauer, der schlichten Weisheit der Erfahrung; sie ist, mit Goethe zu reden, „das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft". Die herrschende Form des schriftlichen Ausdrucks dagegen, sowie der von höhern Beweggründen geleiteten mündlichen Rede ist auch bei uns die allgemeine neuhochdeutsche Schriftsprache.

Diese Zweisprachigkeit hat in unserm Lande nicht immer in dem jetzigen Umfange bestanden. Zwar blieb zu jeder Zeit zwischen der mündlichen und der schriftlichen Sprache ein gewisser Abstand, weil, wie Ludwig Tobler mit Recht sagt, „der Schriftgebrauch als solcher unwillkürlich und unvermeidlich ein mehr künstliches und ideales Verhältnis des Schreibenden zur Sprache mit sich führt als der unbefangene mündliche Ausdruck. Eine reine Volksmundart hat nie und nirgend unmittelbar schriftliche Darstellung und Anwendung gefunden, schon wegen der Unangemessenheit der beschränkten Schriftzeichen an die mannigfachen Besonderheiten der Laute." Bereits die frühsten, noch dem achten Jahrhundert angehörenden deutschen Aufzeichnungen in

unserm Lande, die zugleich die ältesten auf dem deutschen Sprachgebiet überhaupt sind und aus dem Kloster St. Gallen stammen, unterschieden sich einigermaßen von der landläufigen Mundart; aber die Kenntnis und noch mehr die Handhabung der für den Schriftgebrauch bestimmten Sprachform beschränkte sich damals auf einen ganz engen Kreis, der fast nur aus Mönchen bestand. Weit größer wurde die Zahl der Schreibenden in der sogenannten mittelhochdeutschen Periode, von der Mitte des zwölften bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Es ist sicher, daß während der Blütezeit der Poesie, die in den oberdeutschen Landen von 1150 bis 1250 dauerte, in den bedeutendsten Dichtungen und an den Fürstenhöfen, die der Pflege der Poesie besonders günstig waren, eine Sprachform zur Herrschaft gelangte, die ein ziemlich einheitliches Gepräge trug, „dem sich edlere Volkssänger und eigentliche Kunstdichter gleichmäßig anbequemten, sowie umgekehrt diese Sprache als fügsames Organ den Zwecken der Dichter angemessen und dienlich war.“ (L. Tobler: „Ueber die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart.“) An dieser glanzvollen literarischen Bewegung hatte auch unser Land Anteil; man denke nur an die erstaunlich große Zahl von Minnesängern, die aus unsern Gauen stammen. Sodann war die Schweiz unter allen deutschen Landen eines der ersten, „die den Uebergang von der lateinischen zur deutschen Urkundensprache vollzogen (um die Mitte des 13. Jahrhunderts). Und zwar tritt uns gleich in den ältesten deutschen Urkunden eine auffällig glatte und einheitliche Schreibweise entgegen, die nur unter der Voraussetzung einer in langer Uebung gefestigten Tradition und Schulung der Schreiber verständlich ist.“ (A. Bachmann im „Geographischen Lexikon der Schweiz.“)

Diese altschweizerische Schriftsprache, deren sich nicht mehr bloß Klöster und geistliche Stifte, sondern nament-

lich auch die Kanzleien der Territorialherren und Städte, ja mehr und mehr auch außerhalb dieser Kreise stehende Gebildete und selbst Halbgebildete bedienten, war indessen keineswegs, wie man früher allgemein angenommen, mit der damaligen Mundart identisch, wenn auch die Schriftdenkmäler jener Zeit mehr oder weniger von mundartlichen Elementen durchsetzt sind. Vielmehr war der Abstand der lebenden Mundart von der Schriftsprache schon im 13. Jahrhundert ein beträchtlicher und wurde im 14. Jahrhundert und später noch größer. Namentlich wies die geschriebene Sprache ein altertümlicheres Gepräge auf als die Mundart, wie ja „Generationen hindurch fortgesetzte Schreibtätigkeit stets die Ausbildung einer gewissen, mehr oder weniger festen Tradition zur Folge hat, die mit der in unaufhörlichem Fluß befindlichen Entwicklung der gesprochenen Sprache in Widerspruch gerät.“ So hatte denn die Mundart schon im ausgehenden Mittelalter die wesentlichen Züge der jetzigen angenommen, unterschied sich aber von der damaligen Schriftsprache natürlich noch nicht so sehr wie die heutige Mundart von dem heutigen Schriftdeutsch. Immerhin sind wir imstande, mundartliche Elemente, die schon damals gelegentlich absichtlich der Schriftsprache beigemischt wurden, als solche zu erkennen: wohl der beste Beweis für den bereits nicht mehr unbedeutenden Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache. Renward Brandstetter, dessen verdienstvollen Forschungen („Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart.“ Einsiedeln 1890. „Die Reception der neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern 1600—1830.“ Einsiedeln 1891. „Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600.“ „Die Mundart in der alten Luzerner Dramatik,“ in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten III. 1 ff.) wir diese Aufschlüsse über unsere ältern Sprachverhältnisse verdanken, hat

auch nachgewiesen, daß das altschweizerische Schriftdeutsch in gewissem Umfange in mündlichem Gebrauche war, so beim Vorlesen von Aktenstücken, mehr oder weniger rein auch in öffentlichen Reden, in Predigten und wichtigen Ratsverhandlungen, wo mit dem Wortschatz der Mundart oft einfach nicht mehr auszukommen war, ferner bei der Aufführung von Fastnachts- und Osterspielen. Daß dabei die Lautgebung meist mundartlich gefärbt war, daß der gleiche Text in Bern anders klang als in Zürich, ist um so sicherer anzunehmen, als wir die gleiche Erscheinung zum Teil noch heutzutage wahrnehmen können. „Auch darin", sagt Bachmann, „liegt ein Analogon zu neuern Verhältnissen, daß schon damals allerlei Sprachgut aus der geschriebenen Sprache in die Volksmundart einsickerte."

Eine gewaltige Umgestaltung unserer sprachlichen Verhältnisse brachte Luthers Uebersetzung der Bibel, das größte literarische Ereignis des 16. Jahrhunderts, ja der ganzen Epoche von 1348—1648. Luther richtete sich im allgemeinen nach der sächsischen Kanzlei, deren Ausdrucksweise von ihm selbst als eine Gestalt gemeindeutscher Sprache bezeichnet wird. Aber bei dem verhältnismäßig engen Umkreis von Gegenständen, die in den Bereich ihres Gebrauchs fielen, konnte diese Kanzleisprache für das eigentliche Fleisch und Blut der nun emporkommenden wirklich allgemein deutschen Schriftsprache nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein. Um so höher ist des großen Mannes schöpferische Einwirkung auf den Wortschatz und Stil, also auf Seele und Geist der Sprache anzuschlagen; und gerade hier fällt, wie L. Tobler mit Recht hervorhebt, der Einfluß der Volkssprache, die Luther selbst von Jugend auf kannte und an seinen späteren Aufenthaltsorten, auf seinen Reisen und in seinem Verkehr mit Leuten aus allen Gegenden und Ständen weiter kennen lernte, schwer ins Gewicht. Auch bei den Kämpfen, welche die neue Schriftsprache,

die ja wesentlich auf den Mundarten des mittleren Deutschlands beruhte, in ober- und niederdeutschen Landen noch zu bestehen hatte, bis sie zu allgemeiner Geltung und Verwendung gelangte, nahm sie noch manches provinzielle Element in sich auf. Allmählich aber drang sie überall siegreich durch. In Straßburg mußten Bücher, die um 1515 entstanden waren, schon um 1540 „modernisiert" werden. Aus Luthers Sprache schöpften „bewußt oder unbewußt", wie Wilhelm Scherer sagt, die ersten deutschen Grammatiker: Fabian Frangk (1531), Albert Oelinger (1573), Johannes Clajus (1578). Die Bibel machte ihren Weg aus der Mitte Deutschlands an die Peripherie. Seit 1600 ist das Plattdeutsche völlig aus dem Gottesdienste des Nordens verdrängt und verschwindet auch aus dem Schrifttum: die plattdeutsche Bibel ist 1621 zum letztenmal gedruckt worden; im Süden siegt Luthers Sprache über die vielen alemannischen Mundarten, auch über das „Schwyzerdütsch", das noch Zwingli schrieb. Zwar zeigte die Zürcher Bibel von 1638 noch einige starke alemannische Eigenheiten, aber in den Jahren 1662—67 fand eine Revision derselben statt, die nicht bloß im Lautstand und in der Formengebung, sondern auch im Wortschatz grundsätzlich sich dem Gemeindeutschen anschloß. Auch in den Kanzleien von Luzern, Zürich, Bern u. a. vollzog sich dieser Anschluß eigentlich rascher als man erwarten durfte. War ja doch des gewaltigen Reformators Rede auf dem Gebiete des Wortbestandes und Wortgebrauches, der Formenbildung, wie der Wort- und Satzfügung von der schweizerischen Schriftsprache so verschieden, daß z. B. Luthersche Wörter wie „Lippe", „beben", „fühlen" in Basel für ausländisch und unverständlich galten, und die Basler Buchdrucker Petri und Wolf es 1523 für nötig hielten, sie besonders zu erklären, um ihre Nachdrucke der Lutherbibel in Oberdeutschland gangbar zu machen. Luther selbst nannte die Sprache Zwinglis

ein „böses Deutsch“ und rief einmal ärgerlich aus: „Einer möcht schwitzen, ehe er's verstehet!“ Sodann traten der sprachlichen Einigung auch politische und religiöse Hindernisse entgegen. Man denke nur an den sogenannten Schwabenkrieg, in dem die Schweiz 1499 ihre tatsächliche Unabhängigkeit vom Reich erkämpft hatte; ferner an das Marburger Gespräch zwischen Luther und Zwingli, nach dessen unglücklichem Ausgang der beiden Reformatoren Wege sich feindlich schieden, während ein Zusammengehen der deutschen und schweizerischen Reformation auch den Anschluß unserer Sprache an die deutsche Gemeinsprache bedeutend erleichtert hätte. Endlich sträubte sich der katholisch gebliebene Teil der Schweiz, wie übrigens auch das katholische Süddeutschland viel heftiger gegen die Rede Luthers als das verhältnismäßig schnell für die Reformation gewonnene Niederdeutschland.

Es war ganz besonders für die Schweiz, aber auch für Deutschland ein Glück, daß es nicht zu der im Reformationszeitalter wahrlich nahe genug liegenden dauernden sprachlichen Trennung zwischen beiden Ländern kam, daß, wie Bachmann sagt, „die geistigen und persönlichen Beziehungen hinüber und herüber sich im Bunde mit gewissen materiellen Interessen als stark genug erwiesen, die Gefahr zu beschwören und dem Gemeindeutschen die Tore zu öffnen“. Namentlich wir Deutschschweizer können Gott danken, daß es unserm Lande nicht ergangen wie Holland und Flandern, denen der Segen des Anschlusses an die neuhochdeutsche Schriftsprache und damit der lebendigen unmittelbaren Verbindung mit dem Weltverkehr nicht zuteil geworden, indem ihre Schriftsprachen in Wirklichkeit niederdeutsche Mundarten geblieben sind, die nicht Weltbürgerrecht haben wie die große deutsche Kultursprache. Die auf literarischem Gebiete berühmtesten Flämen der Gegenwart, Maeterlinck, Eekhoud und Verhaeren, schrieben

Französisch, um sich geltend zu machen. Sogar die Holländer sehen sich genötigt, die wissenschaftlichen Werke, mit denen sie auf weitere Kreise wirken wollen, entweder in deutscher oder französischer Sprache abzufassen. Der sprachlichen Einigung mit Deutschland haben wir Deutschschweizer es zu verdanken, daß wir gegenwärtig einer Sprachgenossenschaft angehören, die auf dem ganzen Erdenrund aus über 84 Millionen Seelen besteht, während Französisch nur von etwa 44 Millionen, Englisch allerdings von ungefähr 125 Millionen als Muttersprache geredet wird. Dazu kommt noch, daß die Bevölkerung Frankreichs in der letzten Zählperiode jährlich nur um 58,064, die des deutschen Reiches dagegen um 854,820 Einwohner zugenommen hat. (Vgl. die sogenannten internationalen Uebersichten des „Statistischen Jahrbuches für das deutsche Reich".)

Im Weltbuchhandel vollends spielt Deutschland gegenwärtig die erste Rolle. Zur Vergleichung wollen wir nur die Zahl der deutschen, französischen und englischen Verlagswerke vom Jahre 1901 anführen. Nach Dr. Theodor Petermann in Dresden erschienen im genannten Jahre 25,331 deutsche, 10,133 französische und zusammen 13,184 englische und nordamerikanische Werke. Nun ist es wohl für keinen Schriftsteller von Bedeutung gleichgültig, ob er bloß von Hunderten oder Tausenden, oder aber von Millionen von Lesern verstanden und gewürdigt werde, ganz abgesehen von dem größern oder kleinern materiellen Gewinn, der ihm daraus erwächst. Mit Recht schreibt Gottfried Keller in einem Briefe an Ida Freiligrath, worin er einen Aufsatz der Helen Zimmern und die Uebersetzung von einigen Bruchstücken aus dem „Grünen Heinrich" und aus „Kleider machen Leute" bespricht: „Jener Aufsatz ist sehr wohlwollend geschrieben und hat nur den Fehler, wie auch die Arbeit in den «Half-hours» («Half-hours with foreign novelists», by Helen and Alice Zimmern.

London, Remington & Co. 1881), daß er meine Wenigkeit als eine spezifisch schweizerische Literatursache behandelt, während ich mich gegen die Auffassung, als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gäbe, immer auflehne. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört. Die Engländer vollends werden durch eine solche Einteilung nur verleitet, ein schweizerisches Buch zu den Berner Oberländer Holzschnitzereien, Rigistöcken und Gemshörnern usw. zu zählen." (Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben III. S. 458 f.)

Doch bevor die von Luther geprägte deutsche Gemeinsprache ihren Siegeszug in unserm Lande bis zu den sonnigen Höhen eines Gottfried Keller fortgesetzt hatte, mußte sie noch manches Hindernis beseitigen, noch manche Wandlung durchmachen, wenn auch ihre eigentlichen Grundlagen stets dieselben blieben. Wie Luther, so schrieb auch Zwingli eine von der Mundart abweichende Schriftsprache. Was für diesen das Schweizerdeutsch, das war für jenen das Meißnische oder Obersächsische. Konnte man nun den Schweizern, die eben erst in blutigen Schlachten ihre kriegerische Ueberlegenheit über die deutschen Ritter und Landsknechte aufs glänzendste bewiesen hatten, zumuten, sich in sprachlichen Dingen den Normen der kaiserlichen Kanzlei anzuschließen? Sollte die Schweiz nicht einen ernstlichen Versuch machen, auch die sprachliche „Hegemonie" an sich zu reißen? Ein solcher Kampf war von Anfang an aussichtslos. Einmal unterschied sich das Schweizerdeutsch viel mehr von allen deutschen Mundarten und Schriftsprachen als das Meißnische. Auf dem Gebiet der Stammsilbenvokale hatte die schweizerische Schriftsprache, wie die Mundart, die alten langen Vokale i, u, ü (Lib, Hus, Hüser) bewahrt, während sie in der

Luthersprache, wie in den süddeutschen Schriftsprachen, seit etwa 1530 auch in der elsässischen, durch ei, au, äu (Leib, Haus, Häuser) ersetzt waren. Sodann mußte, anderer Unterschiede im Vokal- und Konsonantenbestand ganz zu geschweigen, dem Schweizerdeutsch schon wegen seines zwar mannigfaltigen, dabei jedoch ganz eigenartigen Wortschatzes jede weiterreichende Wirkung versagt sein. Das schlimmste aber war, daß sich nicht einmal der Zürcher und der Basler Wortschatz deckten. Wie konnte man unter solchen Umständen erwarten, daß sich die übrigen maßgebenden deutschen Landschaften in der so wichtigen Sprachangelegenheit unter schweizerische Führung begeben sollten? Traute man doch nach J. J. Mezger („Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformierten Kirche") den Schweizer Bibelübersetzern böswillig zu, sie geben die Psalmenstelle „Du salbest mein Haupt mit Oel" durch die Worte wieder „Du schmierest min Grind mit Schmer!" So wurde denn der schweizerischen Schriftsprache, wie übrigens auch dem Niederdeutschen, ja selbst dem Bayrisch-Oesterreichischen, das doch durch das Reichsregiment zur Herrschaft über Deutschland wie berufen schien, nicht die Ehre zuteil, als eigentliche Grundlage für das Gemeindeutsche zu dienen. Dazu eignete sich das Obersächsische zweifellos am besten; aber selbst diesem konnte nur das unvergleichliche Sprachgenie des größten Reformators zum endgültigen Siege verhelfen.

Luthers Bibelübersetzung ist eben nicht bloß ein literarisches Ereignis ersten Ranges, sondern geradezu eine weltgeschichtliche Tat. Bevor nämlich die sprachliche Ueberlegenheit irgend einer deutschen Landschaft in Frage kommen konnte, mußte zuerst auf der ganzen Linie, auch in der Schweiz, das Latein als der gemeinsame Feind überwunden werden. Während des Mittelalters herrschte ja im Abendlande das Latein, das den altüberlieferten angebornen Mundarten kaum irgend

welchen Raum zur Entfaltung übrig ließ. Nur England, das „isolierte“, konnte sich früh einer nationalen Auffassung der Muttersprache rühmen, die in Kanzleien und im Gottesdienst heimisch war, in der die gelehrte wie die Volksbildung ihren Mittelpunkt fand. Und die Folge davon? England war der Kultur des Kontinents, wo Kirche und Staat die Volkssprachen einmütig unterdrückten, bald um mehr als ein Jahrhundert voraus. „An der Kirche“, schreibt Friedrich Kluge („Kirchensprache und Volkssprache“), „hatte das Latein einen wesentlichen Rückhalt. Die kosmopolitischen Tendenzen Roms erforderten eine internationale Sprache. Das Latein war das äußere Erkennungszeichen der päpstlichen Weltherrschaft. Wie dem Papsttum in seinen Anfängen das altrömische Reich und die altrömische Sprache die Wege zur Eroberung des ganzen Abendlandes gebahnt hatten, so war später die mittelalterliche Weltsprache durch das Papsttum zu einer weltgeschichtlichen Macht geworden. Die kosmopolitische Kirche hätte auf alles andere eher verzichtet als auf ihre Sprache, welche fast zwei Jahrtausende hindurch eine große Rolle glanzvoll durchgeführt hatte.“ Und mit der Kirche gemeinschaftlich wollten auch Kaiser und Reich nur das Latein als offizielle Sprache des Abendlandes gelten lassen. Ja, der Pfaffenkaiser Karl IV. erließ 1369 ein Verbot gegen alle Bücher, die in deutscher Sprache von den heiligen Schriften handelten!

Kein Wunder, daß die Jahrhunderte lange Verwahrlosung der deutschen Sprache ihr jeden Lebensgeist zu nehmen schien, so daß die Klagen über ihre „Barbarei“, ihre Regellosigkeit und Ungelenkigkeit vor Luthers machtvollem Eingreifen nicht unberechtigt waren. Da aber innerhalb der Kirche kein Umschwung für das Ansehen der Volkssprache zu erwarten war, da nur der Bruch mit der Kirche einen Bruch mit der Herrschaft des Lateins möglich machte, entschloß sich der Refor-

mator kühn zu diesem Doppelkampfe, und das Unerhörte gelang ihm. „Mittelst der Muttersprache besiegte er das Papsttum und wurde damit der erste Vorfechter des Deutschtums. Als er die entscheidende Bedeutung der Muttersprache für unsere Bildung und die Gefährdung des nationalen Lebens durch die Herrschaft des Lateins erkannt hatte, schuf er geistige Nahrung, die für alle bestimmt war, zumal für diejenigen, denen die christlichen Seligpreisungen das Himmelreich versprechen. Fortan sind die Laien nicht mehr von den heiligen Schriften ausgeschlossen; ihnen gilt des Reformators Tätigkeit ganz besonders. Ihnen wird die deutsche Bibel geschenkt; die deutschen Kirchenlieder und der kleine Katechismus sind für sie bestimmt; die lateinische Messe wird durch eine deutsche ersetzt, damit auch der Ungebildete den Handlungen des Gottesdienstes mit Verständnis folgen könne." (Kluge.)

Mit der Gewalt einer Naturkraft ergriff die deutschsprachliche Bewegung alle Gemüter. Wer nur immer die Schäden der bestehenden sozialen und religiösen Verhältnisse unter dem Regiment der Pfaffen und der „Möncherei" eingesehen, jubelte den Gesinnungsgenossen in Wittenberg freudig zu, und Unzählige wagten es sogar, ihre Anschauungen durch den Druck zu vertreten. Dies gilt auch für die Schweiz. Von Basel aus schrieb Erasmus 1523 an König Heinrich VIII. von England: „Hier ist kein einziger Buchhändler, der es wagte, nur ein Wörtchen gegen Luther drucken zu lassen; aber gegen den Papst darf man schreiben, was man will."

„Erst jetzt", sagt Kluge, „als der entscheidende Sieg dem Reformator die Bahn ebnete, als die Nation seine Schritte mit steigender Teilnahme begleitete, als seine Schriften allerwärts begeisterte Aufnahme fanden — erst jetzt war die Bedeutung der Muttersprache für die Bildung der Nation entdeckt. Man pflegt die Geschichte der Neuzeit mit den großen weltbewegenden Entdeckun-

gen zu beginnen, die der Menschheit ungeahnte Aufschlüsse und materielle Umwälzungen von weittragender Bedeutung gegeben haben. Aber eine Entdeckung, die für nationales Leben und nationale Entwicklung mächtiger wirken könnte als damals die Entdeckung der Muttersprache, ist überhaupt undenkbar."

Um diese ungeheure, weltgeschichtliche Umwälzung begreiflich zu finden, muß man sich freilich auch ein wenig in Luthers Sprachgenie vertiefen. Schon 1536 schrieb Erasmus Alberus: „Luther hat die teutsche Sprache reformiert und ist kein Schreiber auf Erden, der es ihm nachtun kann." Im Sendschreiben vom Dolmetschen, 1530, gab Luther zum erstenmal klare, treffliche Grundsätze für jeden, der deutsch schreiben will, namentlich für Uebersetzer: „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen aufs Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." Und der Bibelübersetzer handelte genau diesem Programm gemäß: in die Werkstätten der Handwerker ging er, den Spielen der Kinder schaute er zu, beim Schlachten von Schafen war er zugegen, um die natürliche Sprache des Volkes kennen zu lernen und bei seiner erhabenen Berufstätigkeit zu verwerten. „Ich hab mich deß geflissen", sagt er selbst, „daß ich rein und klar deutsch geben möchte. Und ist uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern, läuft einer

jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen und uns ängsten müssen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man konnte so fein dahergehen." Ueber die Wiedergabe der lateinischen Wendung „ex abundantia cordis os loquitur" schreibt Luther: „Wenn ich den Eseln (er meint die Papisten) folgen soll, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: „aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund." Sage mir, ist das deutsch geredt? Welcher Deutscher versteht solches? Was ist „Ueberfluß des Herzens" für ein Deutsch? Das wollt kein Deutscher sagen, er wollt denn sagen, es sei, daß einer ein allzu groß Herz habe, oder zu viel Herzens habe, wiewohl das auch noch nicht recht ist; denn Ueberfluß des Herzens ist kein Deutsch, so wenig als das deutsch ist: Ueberfluß des Hauses, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank. Sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über." Das heißt gut deutsch geredt, deß ich mich geflissen und leider nicht alle Wege erreicht, noch getroffen habe, denn die lateinischen Buchstaben hindern uns der Maßen sehr, gut Deutsch zu reden." Als Luther und Melanchthon einst über die Wahl eines Wortes verschiedener Meinung waren, sagte Melanchthon: „es ist mir nur ums Griechische"; Luther aber: „und mir ums Deutsche". Mit bewundernswürdigem Geschick gab der große Sprachmeister auch im Deutschen den besondern Charakter jeder einzelnen Schrift der Bibel wieder: den reinen epischen Ton in den historischen Büchern, die feurig begeisterte Sprache in den Propheten, den lyrischen Schwung der Psalmen, die Gewalt und Gedrungenheit in den Paulinischen

Briefen, die innige mystische Tiefe des Johannes, die einfältige Rede der Evangelien, für deren Uebersetzung sein Freund Spalatin für ihn noch besonders passende schlichte Worte der Volkssprache, „verba simplicia", sammeln mußte.

So entstand die unvergleichliche Bibelübersetzung und zugleich ein Deutsch, das man allmählich gerne mit dem schönen Namen „Muttersprache" bezeichnete, einem Worte, dem wir im 15. Jahrhundert noch nicht begegnen, und das den Gefühlen der Nation für ihre neugeschaffene Volkssprache den innigsten Ausdruck verleiht. Ganz besonders glücklich aber fühlte man sich, daß diese Muttersprache endlich für alle zur Hauptvermittlerin göttlicher Lehre geworden, und gar mancher lernte die Wahrheit jenes bekannten Ausspruches des Reformators nachempfinden, daß er nämlich in deutscher Zunge seinen Gott also höre und finde, wie er ihn bisher nicht gefunden habe — weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Sprache. Es ist das gleiche Gefühl, dem Max von Schenkendorf in der Strophe Ausdruck gegeben:

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber, soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

Daß die Luthersprache mit der Zeit über alle Mundarten Deutschlands und der Schweiz den Sieg davontragen mußte, ist nach dem Gesagten wohl begreiflich. Kein Wunder auch, daß sich unzählige biblische Wendungen und Ausdrücke in volkstümlichen Worten und Redensarten, sowie im Sprichwörterschatz aus dem Reformationszeitalter bis auf den heutigen Tag erhalten haben; wir erinnern nur an: Kainszeichen, Sündenbock, Hiobspost, Samariterdienst, ohne Gnade und Barm-

herzigkeit, sein Herz ausschütten, bis hierher und nicht weiter, mit fremdem Kalbe pflügen, wider den Strom schwimmen, unrecht Gut gedeihet nicht, bleibe im Lande und nähre dich redlich, Hochmut kommt vor dem Fall, Gewalt geht vor Recht u. s. w.

Wie viel Mühe es aber noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts selbst die gebildetsten Schweizer kostete, der immer mehr als die reinste Form des Neuhochdeutschen angesehenen und auch den schweizerischen Schriftstellern als Muster vorgehaltenen obersächsischen Schriftsprache zu folgen, zeigt z. B. der „Versuch schweizerischer Gedichte" von Haller (1732). In den ersten Auflagen dieser Gedichte waren noch viele schweizerische Wörter und Wortformen, sprachliche „Unarten", stehen geblieben, die der Verfasser in den spätern Ausgaben mit Hilfe eines hannöverschen Arztes auszumerzen suchte. Er selbst sagt 1743 im Vorwort zur dritten Auflage: „Viele Wörter sind bei uns gebräuchlich, die bei andern veraltet sind, und tausend andere sind in Sachsen im beständigsten Gebrauche, die ein Schweizer nicht ohne Wörterbuch verstehet". Auch Bodmer in Zürich ging ein Stück weit den gleichen Weg wie Haller, aber mit einem unbedingten Anschluß an das meißnische Deutsch war er nicht einverstanden; vielmehr wollte er auch den andern Landschaften, vorab der Schweiz mit ihrer eine Fülle ursprünglichen deutschen Sprachguts in sich bergenden Sprache, das Recht wahren, „an der Festsetzung der schriftsprachlichen Norm mitzuwirken". Ja die anmaßende Ausschließlichkeit der Leipziger verleitete ihn sogar, wenn auch nur vorübergehend, zu dem Gedanken, von neuem eine selbständige schweizerische Schriftsprache ins Leben zu rufen. Allein seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann die deutsche Literatur ihren Höhepunkt zu ersteigen, und ihr Organ, die neuhochdeutsche Schriftsprache, erreichte bald eine dem hohen und edlen Gehalt der klassischen Dichter-

werke so entsprechende Reinheit und Erhabenheit, daß nun aller und jeder Widerspruch dagegen verstummen mußte. Der Süden hatte, wie Oskar Brenner („Ueber das Spiel der Kräfte in der Geschichte der deutschen Schriftsprache") mit Recht betont, für seine Literatursprache weder Grammatiker vom Range eines Schottel, noch Schriftsteller wie Gottsched, Lessing, Klopstock erzeugt. Die „Meißner" Sprache war durch Bibel und Kirchenlied bis in die untersten Klassen (auch des evangelischen Südens) gedrungen. Gerade das Kirchenlied zwang den gemeinen Mann wenigstens einmal in der Woche hochdeutsche Laute und Worte selbst zu sprechen. Goethe und Schiller entschieden endgültig den Sieg der einen Schriftsprache. Diese stand aber jetzt nicht mehr unter der Vorherrschaft Obersachsens, sondern gründete sich „auf einen Ausgleich zwischen den sprachlichen Gewohnheiten der verschiedenen deutschen Landschaften gemäß dem Anteil einer jeden am geistigen Leben der Gesamtnation". Alle Vertreter der klassischen Literatur waren gleichmäßig bestrebt, eine gemeinsame Kunstsprache anzuwenden oder noch weiter auszubilden, wenn auch dem einen oder andern unwillkürlich da oder dort ein Wort aus der Sprache seiner engern Heimat in die Feder fließen mochte. Gerade dadurch hat mancher treffliche Ausdruck, der sonst vielleicht nur im Verborgenen geblüht hätte, gemeindeutsches und damit Weltbürgerrecht erhalten. Im ganzen rückte der Schwerpunkt der Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gegen Norden hin, und daraus haben wir wohl das Eindringen einer Menge niederdeutscher Wörter in die nun nicht mehr im gleichen Sinne wie früher „hochdeutsch" genannte Sprache zu erklären. Aber auch die Schweiz hat viel zur Fortbildung der Schriftsprache beigetragen, und „zahlreiche syntaktische und lexikalische Züge des modernen Schriftdeutsch tragen", wie Kluge sagt, „schweizerische Farben".

Die Literatursprache ist durch diese Zuflüsse, sowie auch durch Neubildungen aus dem ältern Wortschatz sehr bereichert worden und scheint nun allen Bedürfnissen genügen zu können. „Aber die vielfache Nachahmung gerade der klassischen Werke, verbunden mit der massenhaften und zum Teil leichtfertigen literarischen Produktion, die in den letzten Jahrzehnten eingetreten ist, hat einen Teil jenes reichen und edlen Wortschatzes durch den Gebrauch abgeschliffen und durch Mißbrauch verunreinigt; auch ist zu bedenken, daß durch die unvermeidliche und unwiderstehliche Wandelbarkeit des Geschmackes, durch neue Interessen und Strömungen des Zeitgeistes ein Teil des überlieferten Sprachgutes von selbst veraltet und in Abgang gerät. So entsteht immer wieder das Bedürfnis, aus neuen Quellen zu schöpfen, und diese können nur die Mundarten sein, aus denen die Schriftsprache allerdings fortwährend ergänzt und erfrischt werden kann". (Tobler.)

Während nun aber in neuerer Zeit die Geltung der Schriftsprache überall, in der Schweiz so gut wie in Deutschland, als unbestreitbare Tatsache anerkannt wird und man den Mundarten nur neben ihr, etwa um die Rede volkstümlich zu färben, oder komische Wirkungen zu erzielen, überhaupt nur für besondere Zwecke und ein engeres Gebiet, auch literarische Anwendung gestatten will, ist es immerhin bemerkenswert, daß gerade seit Anfang des 19. Jahrhunderts, also seit der großartigen Ausbildung und Feststellung des Neuhochdeutschen durch unsre Klassiker, die literarische Verwertung der einheimischen Volkssprachen, namentlich in süddeutschen Gegenden und bei uns einen viel größern Umfang angenommen hat, als man eigentlich erwarten sollte. Diese Erscheinung hat ihren tiefern Grund wohl darin, „daß die klassische Literatur wegen ihrer hohen Haltung und besonders wegen ihrer vielfachen Anlehnung an die antike einem Teil des Volkes

fremd bleiben mußte und den nationalen Geist nicht vollständig auszudrücken schien"; dann aber auch in dem Unvermögen gewisser Dichter, die neuhochdeutsche Sprache gehörig zu bemeistern. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß wir die Anwendung echter Mundart in gebundener oder ungebundener Rede für leichter halten als die der Schriftsprache; allein bei welchem Schriftsteller finden wir denn überhaupt die mundartliche Sprachform wirklich rein durchgeführt? Nicht einmal bei so trefflichen Dichtern wie Hebel und Fritz Reuter! Es ist eben eine unbestreitbare Tatsache, daß keine Mundart „zum Ausdruck des ganzen geselligen und gemütlichen Lebens auch nur in der kleinen Welt von Dörfern und Landstädtchen ausreicht, also immer bewußte oder unbewußte Entlehnungen aus der Schriftsprache zu Hilfe genommen werden müssen". Solche nur aus der Schriftsprache entlehnte und einfach in mundartliche Lautform gekleidete Elemente können wir aber nicht als eigentliche Bestandteile der Mundart gelten lassen, wenn sie auch noch so häufig schwächern Schriftstellern als Notbehelf dienen. So entsteht eine Zwittersprache, die weder Fisch noch Vogel, aber allerdings leichter zu handhaben ist als die gute Schriftsprache. Daß jedoch diese jetzt so herrlich entwickelte Sprache, die nach Schillers tiefsinnigem Ausspruche „für uns dichtet und denkt", sogar im „mundartlichsten Gebiet" des deutschen Sprachbereichs, wie man die deutsche Schweiz mit Recht genannt hat, zum Ausdruck aller und jeder Gefühle und Gedanken völlig ausreicht, das hat Gottfried Keller, der größte Schweizer Dichter, ein für allemal glänzend bewiesen. Die Stoffe seiner Erzählungen gehören zwar mit wenigen Ausnahmen dem schweizerischen Volksleben an, sind aber, abgesehen von „Romeo und Julia auf dem Dorfe", einer etwas höhern sozialen Sphäre entnommen, nämlich dem kleinstädtisch-bürgerlichen Leben. „Da nun",

sagt Ludwig Tobler in seinen feinsinnigen Betrachtungen über den Dichter, „auch in diesen Kreisen Mundart gesprochen wird, so hätte Keller, wenn er nicht überhaupt seine Gegenstände in die ideale Sphäre der Kunst erheben wollte, immer noch Anlaß gehabt, seine Sprache entweder durchgängig mundartlich zu färben oder wenigstens mit einigen Idiotismen zu spicken, wobei er gewiß das richtige Maß zu treffen gewußt hätte, so daß seine Schriften darum nicht weniger lesbar geworden wären. Es ist aber ebenso charakteristisch als rühmlich für ihn, daß er jenes von Gotthelf so verschwenderisch angewandte, von Geringern nur allzu oft mißbrauchte Verfahren verschmäht hat. Dies gereicht aber auch der deutschen Schriftsprache zum Ruhm und ist ein glänzender Beweis, daß sie nicht so arm und abgelebt ist, wie man oft klagen hört, daß sie nicht bei den Mundarten betteln zu gehen braucht, sondern nur eines von Goethe gebildeten Meisters bedarf, der ihr unerschöpfliches Ausdrucksvermögen zu entbinden versteht. Nehmen wir eine Erzählung wie „das Fähnlein der sieben Aufrechten", welche ganz geeignet war, mundartliche Färbung anzunehmen, so finden wir darin Stellen genug, wo ein schweizerischer Leser auf gewisse mundartliche Ausdrücke zu stoßen glaubt, indem er durch die Gegenstände und den Zusammenhang an dieselben erinnert wird; aber der Dichter selbst gebraucht sie nicht und zeigt dadurch, daß er sie nicht bedarf. Nur an einer Stelle hat Keller dort mundartliche Laute (nicht Wörter) angebracht im Munde von Leuten, die aus dem Hirtenleben kommen; sonst finden sich nur wenige Wörter oder Gebrauchsweisen, die nach der Mundart riechen, die aber der Dichter wahrscheinlich nicht mit Absicht angewandt hat, z. B. „zutun" im Sinne von „anschaffen". Den bildlichen Ausdruck „sauber über das Nierenstück" hat er in Anführungszeichen gefaßt mit dem Zusatz „wie sie zu sagen pflegen", den er bei „ungespitzt in den Boden

schlagen" unterlassen zu dürfen glaubte, weil diese Redensart, zwar speziell schweizerisch, ohne weiteres verständlich ist".

Gottfried Kellers Sprache verdient es also wohl, den Deutschschweizern als leuchtendes Vorbild hingestellt zu werden. Wir dürfen nicht ruhen, bis wir die deutsche Gemeinsprache in Wort und Schrift wenigstens so weit beherrschen als es jedem einzelnen von uns, je nach seiner Begabung und Stellung, überhaupt nur möglich ist. Denn dem unvergleichlichen Meister es völlig gleich zu tun, das ist wohl kaum irgend einem der Lebenden, auch unsre besten zeitgenössischen Dichter nicht ausgenommen, gegeben. Aber ringen mit der Sprache, ringen, wie Luther es getan, das können und müssen wir! „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn"! das sei unser Losungswort gegenüber der Muttersprache. Jeder Schlendrian in ihrer schriftlichen und mündlichen Anwendung sollte aufhören, oder wenigstens unnachsichtlich und unbarmherzig an den Pranger gestellt werden. Dabei ist wohl zu beachten, daß Sprechen und Schreiben eine Kunst ist, in der man es, wie in jeder andern, ohne unablässige Uebung zu nichts bringt. Wie innig alle Sprachtätigkeit mit der Kunsttätigkeit verwandt ist, zeigt schon der Umstand, daß man das Wort Stil, ein Lehnwort aus dem Lateinischen (der metallene Schreibstift, mit dem die Römer wie schon die Griechen in ihre Wachstäfelchen die Buchstaben einritzten), von den Sprachübungen auf die Baukunst und andere Künste übertragen hat. Und unsere Sprache, sagt Rudolf Hildebrand, ist nebst Haltung und Kleidung das nächste, woran jeder Kunstgefühl und Kunstsinn üben kann; und zugleich wegen ihrer innigen Beziehung zu dem Geistes- und Gemütsleben, wie sie kein anderer Stoff hat, der wichtigste und fruchtbarste Kunststoff, den es geben kann. Das bekannte Wort „le style c'est l'homme" sagt ja auch deutlich: Nicht der Kopf allein, nein, der ganze

Mensch offenbart sich in der Sprache und, namentlich hat jene schöpferisch bildende Kraft, die wir Phantasie nennen, an allen freieren Gestaltungen menschlicher Rede einen weit hervorragenderen Anteil als der nüchterne Verstand. (Vgl. die Zeitschrift des Allgem. deutschen Sprachvereins, Juni 1904, sowie den Aufsatz von Ferd. Avenarius „Gutes Deutsch" im Kunstwart, 2. Juliheft 1902). Zu allererst muß aber dafür gesorgt werden, daß der Deutsch-Unterricht an unsern Schulen, besonders an sämtlichen Volksschulen, aber auch an den Lehrerseminarien und Gymnasien wirklich und tatsächlich, nicht bloß dem Namen nach, den eigentlichen Mittelpunkt bildet, der seine Strahlen befruchtend und segnend nach allen Seiten auf die andern Fächer aussendet. Wäre nur erst dieses Ziel einmal erreicht, dann dürften in kurzer Zeit Tausende und Tausende des Glückes teilhaftig werden, das unser Zürcher Dichter Heinrich Leuthold empfand, als er die Worte sang:

1. Dich vor allem, heilige Muttersprache,
Preis' ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens
Je gewährt ein karges Geschick, ich hab' es
Dir zu verdanken.

2. Spröde nennt der Stümper dich nur; mir gabst du
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg' ich
Stets in den deinen.

Ein wunder Punkt ist bei uns die Aussprache des Schriftdeutschen. Naturgemäß macht sich der Einfluß der Mundart in der mündlichen Rede noch viel stärker geltend als im geschriebenen Deutsch. Dies gilt selbst von den Gebildetsten, während das Schriftdeutsch der Ungebildeten oft nicht viel anderes als „notdürftig verhochdeutschter Dialekt" ist. Im Verkehr des täglichen Lebens, selbst wenn nicht die eigentliche Volksmundart gesprochen wird, achten die Menschen wenig darauf, gut zu sprechen, sie sind zufrieden, wenn sie eben verstanden

werden; sie sprechen nachlässig, und eine Menge übler Gewohnheiten schleichen sich ein. Bei dieser Nachlässigkeit werden die Selbstlaute unrein, die Mitlaute nicht mit der notwendigen Schärfe ausgesprochen, welche ihre Eigentümlichkeit erfordert. Dadurch entsteht Undeutlichkeit, und die Reinheit der Sprache geht verloren.

Wenn man nun im gewöhnlichen Leben die Menge von schlechten Angewohnheiten beim Sprechen, das Stottern, das Lispeln, das Verschlucken von Silben, die Undeutlichkeit, die unschönen Anklänge an Mundarten und damit die unreine Aussprache wahrnimmt, und wenn man dagegen in Betracht zieht, daß in unserer Zeit fast jeder in geselligen Kreisen, vor Gericht, in Versammlungen, in der Oeffentlichkeit überhaupt in die Lage kommt, vor Zuhörern allein sprechen zu müssen, so bedarf es wohl keines Beweises, daß Uebungen in der Kunst des Vortrages immer notwendiger werden. Namentlich für Prediger, Lehrer, Rechtsanwälte, Gemeinde- oder Volksvertreter ist das gute Sprechen eine unumgängliche Notwendigkeit, da nur dadurch der Hörer gefesselt und so der Zweck des Vortrages erreicht werden kann.

Will man aber rein und deutlich sprechen lernen, so muß man zuerst das Ohr an den Unterschied der Laute in der Sprache und bei ähnlich klingenden an die feinen Verschiedenheiten zwischen ihnen gewöhnen; man muß, wie schon der alte Roderich Benedix gelehrt hat, die richtige und die fehlerhafte Aussprache erst hören lernen. Ist das Ohr einmal gebildet, so wird es der Zunge leichter werden, die geforderte Deutlichkeit zu erlangen. Von der Deutlichkeit und Reinheit der Aussprache, von der richtigen Betonung der einzelnen Silben, Wörter und Sätze gelangt man schließlich zur Schönheit des Vortrages, d. h. zum vollendeten künstlerischen Ausdruck des Vorzutragenden.

Leider aber ist die Kunst des Hörens den mei-

sten gerade da, wo es sich um die eigene Sprache handelt, in schlimmem Grade abhanden gekommen. Man schreibt die Worte aufs Papier, das Auge überblickt sie, aber das Ohr hört sie nicht mehr. Man sagt sich auch bei zweifelhaften Stellen nicht mehr laut vor, was man schreiben will oder geschrieben hat: und doch kann nur das Ohr über den Wohlklang entscheiden. Immer seltener wird jener Stil, „bei dem einen auch im stillen Augenlesen wie eine Stimme anklingt, bei dem unwillkürlich das Ohr der Phantasie sich plötzlich an der Auffassung beteiligt, bei dem man unmerklich die schwarzen Zeichen und das Papier vor sich vergißt und wohl gar, wenn einmal der Inhalt nachdrücken hilft, auf einmal in halblautes Lesen übergeht."

Möchte doch die Einsicht, daß das gesprochene Wort dem geschriebenen gegenüber keineswegs nur so als Aschenbrödel behandelt werden darf, sondern vielmehr in erster Linie gepflegt und veredelt zu werden verdient, sich immer weiter Bahn brechen; dann wird auch bald ein wohltätiger Einfluß des gesprochenen Wortes auf das geschriebene sich geltend machen. Ist es doch rein unmöglich, einen wahrhaft guten und schönen Stil zu schreiben, ohne sein Ohr an die zarte, feine Sprachmusik gewöhnt zu haben! Höchst beachtenswert ist in dieser Hinsicht eine Stelle in dem ausgezeichneten Vortrag, den Bernhard Suphan am 21. Mai 1887 bei der zweiten Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar über Goethe und Herder gehalten hat; da heißt es: Goethe selbst hat gesagt: „Herder ist eine musikalischere Natur als ich". Das Wort leitet uns auf einen Unterschied im innerlichsten Wesen beider Männer. Stellen wir uns Goethe vor, so ist das Nächste, wie er uns mit seinem Auge sonnenhaft anblickt. Für seine Naturforschung, für seine Kunst ist bezeichnend, wie er gern von sich sagt: „Ich lasse das Auge licht sein. Ich sehe mit reinem Auge." Herders Auge war verschleiert.

Sein Organ ist das Ohr, sein Hauptsinn der innerlichste aller Sinne. Ihm eignet etwas noch von der Feinheit des Gehörs, die er an den Naturvölkern rühmt. Es wird ihm geschrieben: ein Freund, weit fort, in Riga, sei gestorben. Da ist ihm, als höre er die Glocken der fernen Stadt läuten. In seiner Jugendschrift (1766) steht, von den alten Griechen gesagt, das wundersame Wort: ihr Mund spreche Melodie, ihr Ohr sehe Bilder, — „höre Bilder", hat er nachher geschrieben. Nur er konnte dergleichen damals schreiben. Goethe hat ihn in dieser Eigentümlichkeit klar erfaßt. Die letzten Worte, mit denen er als Dichter Herders gedenkt, die Strophen im Maskenzuge des Jahres 1818, heben an:

Ein edler Mann, begierig, zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.

Goethe blickt in die Welt, Herder horcht in die Welt — gewiß, auch dem alten Goethe noch ist die Gabe verliehen, mit einem solchen Zuge, einem Worte, einen Menschen uns lebendig zu machen. Diese Feinheit des Gehörs, sie bedingt, sie ist Herders musikalische Natur. Sie macht ihn zum Richter und Hüter des Wohlklanges.

Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt —

so lesen wir in der „Zueignung", und so ist vom ersten Druck an gelesen worden. Wir verdanken die Musik dieser Verse Herder: denn Goethe hatte geschrieben „am heißen Tag die Stirne leis gekühlt". — Herder hat, wie uns die Handschrift zeigt, sanft hineinkorrigiert und so „mit einem Federzuge" — ich wiederhole nur Goethes Worte — „dem Wohlklange nachgeholfen".

Aus allen diesen Gründen ist es auch der Deutschschweizer heilige Pflicht, ihre Aussprache des „Hoch-

deutschen" soviel als möglich zu vervollkommnen. Natürlich kann dies nicht, wie einige Heißsporne zu erwarten scheinen, von heut auf morgen geschehen, sondern nur durch jahrelange unermüdliche und zielbewußte Anstrengungen. Diese aber werden ganz sicherlich ihre Früchte tragen. Mit Recht sagt Diesterweg: „Wer den Ton, in welchem ein Mensch spricht, für etwas rein Aeußerliches halten wollte, würde sehr irren. Er hängt mit der innern Beschaffenheit des Individuums aufs engste zusammen. Rohe Menschen — roher Ton, wie umgekehrt. Die innere Unkultur gibt sich deutlich durch die Unkultur der Sprechorgane zu erkennen. Ein untrügliches Zeichen der Selbsterziehung ist es, wenn ein Mensch die ihm anerschaffene grobe Leiblichkeit zu wohlklingender, innerlich anmutiger Rede gezwungen hat, — ein Triumph des Geistes über die Materie!" Und L. Schmitz äußert sich in seiner Enzyklopädie des philologischen Studiums der neuern Sprachen folgendermaßen: „Selbst diejenigen unter den Gebildeten und Gelehrten, welche es in ihrer Muttersprache und in fremden Sprachen zu keiner musterhaften Aussprache gebracht haben, verdanken der bildenden und erziehenden Macht des zu ihrem Ohre dringenden, wie in ihrem Munde sich formenden Wortes ohne Zweifel einen bedeutenden Teil ihrer innern Läuterung und ihres Sinnes für Wahres, Gutes und Schönes."

Höchst merkwürdig ist die Tatsache, daß verschiedene Teile Deutschlands sich verschieden verhalten zu dem gesprochenen Wort. Schon Goethe sagte am 5. Mai 1824 zu Eckermann: „Die Aussprache der Norddeutschen läßt im ganzen wenig zu wünschen übrig; sie ist rein und kann in mancher Hinsicht als musterhaft gelten. Dagegen habe ich mit geborenen Schwaben, Oesterreichern und Sachsen oft meine Not gehabt." Wenn der Norddeutsche mehr als der Süddeutsche und der Schweizer den strengen Sprachregeln folgt, so hängt

das zum Teil mit seinem ganzen Wesen zusammen, dem großen Wert, den er auf die Durchführung strenger Formen überhaupt legt; aber auch die Eigenheit der Sprache selbst leitet ihn, wie Otto Behaghel („Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch") richtig bemerkt, auf diese Bahn. „Zwischen der Schriftsprache und seinem Platt ist der Abstand viel größer als der zwischen der Schriftsprache und den süddeutschen Mundarten; viel mehr also ist der Norddeutsche darauf angewiesen, die schriftgemäße Rede nach den Regeln der Grammatik künstlich zu erlernen." Kein Wunder daher, daß bei den immer stärker sich geltend machenden Bestrebungen, das Schriftdeutsche nicht bloß zu einer gemeinsamen Schriftsprache, sondern mehr und mehr auch für den mündlichen Verkehr zu einer Gemeinsprache zu erheben, ganz wesentlich die niederdeutsche Aussprache als Vorbild hingestellt wird, die allerdings an das Anpassungsvermögen der Schweizer, der äußersten südlichen Vorposten des Oberdeutschen, größere Anforderungen stellt als an die übrigen deutschen Sprachstämme. Trotzdem haben wir allen Grund, uns der allgemeinen Bewegung anzuschließen, aber nicht nach den buchstäblichen Vorschriften eines Berliner Sprechausschusses, sondern, wie O. Brenner („Ueber Sprache und Aussprache") sagt, „nach Landesart"; denn eine ganz genaue Uebereinstimmung aller Deutschredenden in ihrer Aussprache ist und bleibt für alle Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit. Nur von den Schauspielern und wirklichen Vortragsmeistern dürfen und müssen wir verlangen, daß sie sich von allen „Fehlern des Dialekts" befreien und eine vollständig reine Aussprache sich aneignen. Auch die Schule muß ihr möglichstes tun, daß ihre Zöglinge sich einer wahrhaft guten Aussprache befleißen und dem Ideal der Bühnensprache, namentlich beim Lesen und Vortragen von Dichterwerken, immer näher zu kommen suchen.

Auf der Bühne selbst aber taugt, wie schon Goethe im Jahre 1803 in seinen „Regeln für Schauspieler" festgestellt hat, „kein Provinzialismus." „Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden." Wenn übrigens bei uns selbst der Gebildetste das Hochdeutsche selten ohne mehr oder weniger deutliche Anklänge an seine Mundart spricht, so ist das begreiflich; denn die Schriftsprache lernen wir doch hauptsächlich aus Büchern und sind für die Aussprache fast ganz auf die Schreibung angewiesen, die der lautlichen Gestaltung der Rede gar großen Spielraum gewährt. Und noch eins: „Der Geist des geschriebenen Wortes — er bedeutet das Verleugnen des eignen Selbst, die Verbeugung vor Mächten außer uns, vor der Gewalt der Vergangenheit, vor der Gewalt des Auslandes. Der Geist des gesprochenen Wortes — er bedeutet die Selbstherrlichkeit des wirklich Empfundenen, das Ausleben höchst persönlicher Eigenart." (Behaghel.)

Nun ist aber nicht zu leugnen, daß mit der allseitigen Pflege der neuhochdeutschen Schriftsprache für uns Deutschschweizer auch ein gewisser Nachteil verbunden ist, nämlich das allmähliche, aber unaufhaltsame Zurückweichen unsrer vielgeliebten Mundarten, die ja doch das Wahrzeichen unsres nationalen Charakters und die Wonne der Linguisten sind. Allein dies ist eine unvermeidliche Folge der gesteigerten Teilnahme des ganzen Volkes am öffentlichen Leben, eine Folge der riesigen Umwälzungen im Verkehr und Gedankenaustausch zwischen allen Deutschredenden überhaupt: lauter Veränderungen, die mit unerbittlicher Notwendigkeit eine nicht bloß im Schriftbild, sondern auch im lautlichen Klang der Wörter in allen deutschen und deutschschweizerischen Gauen möglichst übereinstimmende Sprache erheischten.

Wir wollen unsre Mundarten hochhalten wie ein nationales Heiligtum, und wenn wir „unter uns" sind, sie so rein und unverfälscht als nur immer möglich sprechen, um nicht selbst an ihrer Zersetzung mitzuarbeiten, um sie nicht selbst zu einem in mundartliche Form gekleideten Schriftdeutsch verwässern zu helfen. Als Lehrer wollen wir den Schülern zeigen, daß die Mundart nicht ein Wirrsal von Verdorbenheiten und Willkürlichkeiten, sondern gesetzmäßiger als die Literatursprache, daß sie nicht sowohl ein notwendiges Uebel und ein Hemmschuh der Bildung, als vielmehr eine Quelle nationaler Kraft und germanistischer Wissenschaft ist. Den kommenden Geschlechtern aber wollen wir ein unvergängliches Denkmal unsrer Mundarten hinterlassen: das Schweizerdeutsche Idiotikon. Das ist alles, was wir für unsern Dialekt tun können; im übrigen aber gelten auch für uns Friedrich Theodor Vischers treffliche Worte:

Kennst du es ganz, das Gut, wenn in Einer Sprache sich finden,
Sich empfinden, verstehn sämtliche Stämme des Volks?
Kennst du des Gutes Wert? Er ist unendlich. Die Mundart,
Traulichem Lampenschein gleicht sie im wohnlichen Haus,
Aber die Sprache, sie gleicht der Königlichen, der Sonne,
Wie sie ins Offne hinaus Meere des Lichtes ergießt.